

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 358. Ich bin mich ein wenig herum befragt bei die andere Mitglieder von unsrer verflorenen Thierherkompagnie...

se so ebbs sehn duht! Ich bin auch an e Diehr komme, wo aufgestanne hat.

Gutneß, was sin ich awover da geschrebt gewese! Ich hen an die Dohr geschrebt, wie alles, awover da hätt ich grad so gut an unsere Zittlichahschicht könne odder an e eiserne Britsch...

Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanstengel.

Abgeholfen. Gast: Kellner, meine Suppe ist zu heiß.

Kellner: Vielleicht darf ich dieselbe bei dem Herrn Brüben austauschen; derselbe sagt, seine wäre zu kalt.

Schön gefant. „Was sind denn die Meier'schen Eheleute?“ „Er weicht aus und sie weicht ein!“ „Wie?“ „Nun, er ist Chauffeur und sie Wäscherin!“

Zweifel. Herr: „Sie kennen doch gewiß auch die Geschichte von dem Maler, der ein Spinnengewebe so täuschend an der Zimmerdecke malte, daß sich das Dienstmädchen stundenlang bemühte, es wegzuziehen.“

Dame: „O ja, gehört habe ich davon, aber ich glaube nur die Hälfte davon!“

Herr: „Warum?“ Dame: „Weil ich es wohl für möglich halte, daß es so geschickte Maler giebt, aber nimmermehr ein solches Stubenmädchen!“

Widderstand. Richter (zu einem jugendlichen Zeugen, der in viel zu weiten Kleidern und Hut erscheint): „Weshalb kommen Sie in solchen Kleidern hierher?“ Zeuge: „In meiner Vorladung steht ja: In Sachen Ihres Vaters!“

Der Rabob. Die Wedesweilern hat awover nit den Weg geföhrt; se hat gesagt, se könnnt nit aus den Bishn's fort gehn...



„Was stellst du denn in dem pompösen Kostüm vor?“ „Einen indischen Rabob! — Kannst du mir übrigens den Thaler Leihgebühr pumpen?“

Anknüpfung. „Gnädiges Fräulein warten gewiß auf die Straßenbahn?“ „Ja wohl!“ „Ach auch — es kommt aber keine mehr!“



„Gnädiges Fräulein warten gewiß auf die Straßenbahn?“ „Ja wohl!“ „Ach auch — es kommt aber keine mehr!“

Nationalhymnen.

Wie viele Nationalhymnen gibt es in Europa, und wie lauter sie? Mit dieser Frage hätte man noch vor kurzer Zeit viele, sonst ganz musikalisch Gebildete in Verlegenheit setzen können.

Unter den Nationalhymnen der germanischen Rasse steht oben das masthätische, in masthätischer Akkordefolge derkerchreitende: „God Save the King“, dessen unwiderstehlich hinreichende Wirkung z. B. als Schluß der brausenben Weiberlichen Jubelouvertüre unzählige stets neu empfinden.

Mehr Glück erlang das Lied von Bernhard Thiersch: „Ich bin ein Brehne, kennst ihr meine Farben“, das nach mehrfachen Umfersuchen ein so offende Melodie endlich im Jahre 1834 durch August Reithardt die rechte Betonung erhielt.

Namen und wurde 1795 offiziell zur Nationalhymne dekretiert. Ihr Schöpfer aber erhielt seine Nationalbelohnung, sondern wanderte während der Schreckenszeit ins Gefängnis und wurde nur durch Robespierres Sturz vor der Guillotine gerettet.

Die älteste nachweisbare Nationalhymne ist die niederländische „Wilhelmus von Nassouwe“, deren wichtige schlichte Akkorde heute noch ihre alte Wirkung auf die oranisch gesinnten Niederländer ausüben.

Die „Königin“ von Paris.

Die Mogador ist geboren. Seit nur noch ein Schatten aus der Vergangenheit, einst ein gelebter Stern! Heut die Gräfin von Chabrillan, die in einem Zirkushaus für alle Damen das einfache Leben einer Gräfin führte — einst eine der Tollsten unter den Tollen!

Ein ähnlicher Versuch wurde im Zoologischen Garten in London mit Bären angestellt. Sie hörten mit geradem tomischer Aufmerksamkeit und steten, aufrecht stehend, Ploien und Schanze durch das Gitter des Käfigs.

Mittel.

Geschworener (vom Gericht zurückkehrend): „Wierzig Jahre Zuchthaus haben wir in dieser Sitzung verhandeln müssen; ist das nicht schrecklich?“ Frau: „Ach ja; da bist du doch gewiß recht müde, Männchen?“

Verhütung.

Patient: „Dr — it's aber kalt in Ihrem Zimmer — da ist wohl kaum geheilt worden?“ Zahnarzt: „Lassen Sie's nur gut sein: Wenn ich den Zahn ziehe, wird's Ihnen schon heiß werden!“

Die Mächte würden in Belgrad weniger Vorstellungen zu erheben gehabt haben, wenn sie sich gegenseitig weniger nachgestellt hätten.

Von Thieren, die für Musik empfänglich sind.

Eine Reihe höchst interessanter Versuche zur Feststellung der Musikempfindlichkeit von Pferden hat kürzlich ein französischer Militärarzt angestellt. Er bediente sich bloß einer Violine und einer Flöte; mit letzterer erzielte er allerdings mehr Wirkung als mit dem Saiteninstrument.

Unter den anderen musikalischen Tieren muß man in erster Reihe den Elefanten nennen. Das ist seit langem bekannt, da schon Kaiser Gallienus nach seiner Rückkehr aus Spanien bei einer Vorstellung in Rom Elefanten sehen ließ, die nach dem Ton eines Instrumentes nach dem Takte auf einer Seile auf und ab gingen.

Ein ähnlicher Versuch wurde im Zoologischen Garten in London mit Bären angestellt. Sie hörten mit geradem tomischer Aufmerksamkeit und steten, aufrecht stehend, Ploien und Schanze durch das Gitter des Käfigs.

Der Hund ist ebenfalls für Musik sehr empfänglich, nur ist er sehr wählerisch. Man weiß z. B., wie sehr ihn eine schlechte Drehorgel in Wut versetzt und ihn dazu veranlaßt, ein unheilwertübelndes Geheul anzustimmen, was übrigens bei einem so haarsträubenden Instrumente nicht zu verwundern ist.

Vom heiligen Bureautratismus.

Eine ergötzliche Geschichte, die den starren Formalismus bürokratischer Orthodorie in die hellste Beleuchtung rückt, erzählt der „Gaulois“. Lebte da im Departement Seine-et-Marne ein pensionierter Beamter, der es Gott sei Dank „so wenig nötig hat“, daß er den größten Teil des Jahres 1908 verstreut liege, ohne die vierteljährlich fälligen Pensionraten an der Zahlstelle des Steueramtes zu erheben.

Der Hund ist ebenfalls für Musik sehr empfänglich, nur ist er sehr wählerisch. Man weiß z. B., wie sehr ihn eine schlechte Drehorgel in Wut versetzt und ihn dazu veranlaßt, ein unheilwertübelndes Geheul anzustimmen, was übrigens bei einem so haarsträubenden Instrumente nicht zu verwundern ist.

doch auf, sobald das Tempo sich beschleunigt oder die Töne durchdringender werden; in diesem letzteren Falle ist das Tier peinlich erregt und zeigt es auf seine Weise, indem es bellende, gebelnde und sehr durchdringende heulende Laute ausstößt; diese schließen meistens mit der Ursache, die sie hervorbrachte. Auf dem Klavier erzielte Resultate sind ungefähr die gleichen.

Der Eindruck, den die Musik auf Schlangen macht, ist bekannt. Die Schlangenkünstler benutzen diese ihre Neigung, um sie lebend zu fangen oder Objekte, die sie dem Publikum vorführen wollen, aus ihrer Schlaftrunkenheit zu wecken.

Zum Schluß erinnern wir noch an die deutlichen Beweise einer Musikempfindlichkeit bei Spinnen. Man kennt die Sage von Pelisson, der eines dieser Tiere bezauberte, indem er ihm Dubelsack vorspielte. Gretry erzählt, daß eine Spinne bis auf sein Klavier kam, wenn er spielte, und verschwand, sobald er aufhörte. Mischelet berichtet von einem ähnlichen Fall. Eines jener kleinen Opfer, aus denen man schon in jungen Jahren Virtuosen macht, Berthome, der im Jahre 1800 gefeiert wurde, verbandte seine staunenerregende Kenntnisse der absoluten Einsamkeit, in der er lernen mußte. Mit acht Jahren entzündete er alle durch sein wundervolles Violinspiel. In seiner fortwährenden Verlassenheit hatte er einen einzigen Kameraden, von dem niemand eine Ahnung hatte, nämlich eine Spinne. Zuerst hielt sie sich in einem Winkel der Mauer auf, dann nahm sie sich die Freiheit, bis zum Notepulte vorzudringen, endlich kam sie auf den Arm des Kindes, der so geschickt den Bogen führte; von da aus konnte diese immer zitternde, erregte Musikschwärmerin die Töne aus nächster Nähe hören.

Eine ergötzliche Geschichte, die den starren Formalismus bürokratischer Orthodorie in die hellste Beleuchtung rückt, erzählt der „Gaulois“. Lebte da im Departement Seine-et-Marne ein pensionierter Beamter, der es Gott sei Dank „so wenig nötig hat“, daß er den größten Teil des Jahres 1908 verstreut liege, ohne die vierteljährlich fälligen Pensionraten an der Zahlstelle des Steueramtes zu erheben.